

Das Volk von Unterwalden

Autor(en): **Wyrsh, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **43 (1946)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-114204>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Volk von Unterwalden.

Von Jakob Wyrsch, Bern¹.

Das Volk von Unterwalden gehört, um es gleich anfangs in den grossen Zusammenhang hineinzustellen und allmählich erst uns ins Enge und Heimatliche zurückzuziehen, zu den deutschschweizerischen Siedlern und Sippen, die vom Saanenland bis zu den Walserdörfern Graubündens in den zahlreichen nördlichen Alpentälern hausen wie in einem vielkammerigen und vielwinkligen alten Gebäude. Mit der Rassenkunde wollen wir uns hier weder anfreunden noch herumzanken, nicht darum, weil die Mode gewechselt hat und der Wind aus einer andern Richtung weht, sondern weil es eine eigene Bewandnis damit hat, sog. psychische Rassenmerkmale in unserer sehr gemischten Bevölkerung zu suchen oder vielmehr in sie hineinzusehen.

Und, um gleich auf den entgegengesetzten Flügel der möglichen Theorien hinüberzuwechseln, wollen wir auch nicht dem gemeinsam erlebten Schicksal und der gemeinsamen Geschichte alles zugute schreiben, was wir sind. Nicht einmal mit der Frage wollen wir uns aufhalten, inwiefern der gemeinsame Katholizismus vorzüglich in der Barockzeit auch den Unterwaldnern einen Lebensstil eigener Prägung gegeben hat, einen Stil, den man in Abwandlungen von Wien bis Madrid und von Flandern bis Italien überall wiederfindet, wo Katholiken in geschlossener ländlicher Siedlung zusammenwohnen. Dieser Lebensstil, der uns von den Alpenbewohnern andern Bekenntnisses auch wieder unterscheidet, wird vielleicht dem Aussenstehenden als erstes auffallen und lässt ihn das Gemeinsame, das im Grunde der ganzen Alpenbevölkerung eigen ist, sogar übersehen.

Aber wenn wir von all dem absehen und auf die Suche nach diesem Gemeinsamen gehen, so stossen wir auf zwei Vor-

¹ Vortrag an der Jahresversammlung der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde am 27. Mai 1945 in Stans.

stellungen oder Bilder, die sich die Miteidgenossen in der Ebene und im Hügelland von den Leuten in den Alpen insgesamt machen; ein sehr rühmliches, das wir uns gerne gefallen lassen, und mit dem man uns an Festtagen öffentlich ehrt, und ein weniger rühmliches, das man uns an Werktagen zu unserm Missvergnügen meist im privaten Gespräch vorzuhalten pflegt. Als trutzige, urchige, ursprüngliche Bergler stellt man uns das eine Mal dar, Mit einem leidenschaftlichen Sinn für Unabhängigkeit, selbstlos bereit, ihr alles zu opfern, stolz und verschlossen, unbeugsam und treu, und was solche schmückenden Beiworte noch mehr sind. Es lässt sich nicht verhehlen, das Bild schmeichelt uns Alpenbewohnern; wir finden es im Andenken an die mittelalterlichen Freiheitskämpfe unserer Vorfahren auch berechtigt, und vom Matterhorn bis zum Säntis sind wir immer bereit, die Sturmhaube aufzusetzen und den Morgenstern zu schultern und in Umzügen und bei Jahrhundertfeiern unsern Miteidgenossen dieses Bild augenfällig vorzuführen und dergleichen zu tun, als wären wir tatsächlich auch seelisch so robust und trutzig, wie wir breitspurig und heldenhaft einherparadieren.

Hinterher wird zwar von den Miteidgenossen, die es besser wissen wollen oder alles anders sehen, etwa gespöttelt über dieses Theaterschweizertum. Teilweise mit Recht, denn etwas patriotische Pose ist ja immer dabei, und wir sind z. B. in Wirklichkeit nicht so verschlossen und unbeugsam, wie man es uns ansinnt. Aber doch nur teilweise, denn wir könnten diese Gestalten gar nicht so gut darstellen, wenn sie nicht irgendwie einem Stück unseres Wesens oder wenigstens unseren Wünschen entsprechen würden. Um etwas nur vorzutäuschen, was gar nicht da ist, dazu braucht es geniale Lügner. Genies sind wir aber nicht, und wir können nur geben, und dann auch überbetonen und übertreiben, was in der Anlage doch schon irgendwie da ist.

Neben dieser heldenhaften Gestalt geht von uns auch ein weniger schmeichelhaftes Bild um, das man uns zwar nicht bei festlichen Gelegenheiten und in Reden, aber an nüchternen Werktagen und unter vier Augen etwa vorhält. Dass wir darin als zurückgeblieben und hinterwäldlerisch gelten, mag noch hingehen, denn dafür gibt es gleichsam die geographische Entschuldigung. Aber man verdächtigt uns auch, wir seien nicht aufrichtig mit unsern Gefühlen; wir seien scheinheilig, wir seien

unberechenbar und schlau; nachlässig, wenn es nicht unsern sichtbaren Vorteil gelte und jederzeit bereit, Subventionen und Institutionen, die wir nicht geschaffen haben, auszunützen. Im Erwerbsleben, in der Politik, im Militärdienst kann dies der Einzelne immer wieder hören. Dabei geht es den Urschweizern noch verhältnismässig gut, dank der freund-nachbarlichen Gesinnung der Luzerner, die uns wohl den Spitznamen der „Länder“ anhängen, aber trotz unserer wirklichen oder vermeintlichen Untugenden uns geneigt bleiben. Die Berner Oberländer kommen bei ihren Mitlandleuten aus dem Mittelland schon bedeutend schlechter weg, um von den Oberwallisern ganz zu schweigen.

Dieses werktägliche Bild von unserer Eigenart widerspricht in vielem geradezu dem anderen. Allein wir wollen Gegenrecht halten, und wie wir vorhin uns das Heldische nicht ohne weiteres absprechen liessen, nun nicht im vornhinein behaupten, es sei ganz falsch und aus der Luft gegriffen, trotzdem es einem zuerst nicht recht eingeht, wieso wir gleichzeitig hartköpfige Helden und scheinheilige Schläulinge sein könnten. Es ist aber tatsächlich so, dass wir wenigstens beides zu sein scheinen, und warum wir so scheinen, und deshalb zu gleicher Zeit zu hoch und zu niedrig eingeschätzt werden, das hat vielerlei Gründe. Ihnen allen nachzugehen würde uns sehr weit führen, und letzten Endes kämen wir zu der nie befriedigend beantworteten Frage, wieso fast jedes fremde, ursprüngliche Volk uns so tüchtig und liebenswert vorkommt, wenn wir es in seinen Heimstätten aufsuchen, während seine Vertreter oft ganz anders und sogar entartet erscheinen, wenn sie in unsern Gegenden, und manchmal sogar, wenn sie an unsern Hochschulen als Einzelne auftreten. So weit wollen wir aber nicht gehen und uns nur an zwei nähere Gründe halten, die uns nun geradewegs zu der allen deutschschweizerischen Alpenbewohnern gemeinsamen Charakterart hinführen.

Der erste Grund ist dies: Die Alpenbewohner sind, was niemand bestreitet, ein sehr bodenständiges Volk. Das ist nicht einmal unser Verdienst, sondern ergibt sich von selbst. Wir haften an unsern Dörfern, unsern Bergen, unsern Heimwesen, unsern Seen, und ziehen daraus unsere Kraft. Bodenständig sind wir auch im übertragenen Sinne des Wortes: Wir wurzeln in der Sippschaft, in den alten Sitten und Bräuchen, in der Überlieferung. Weil wir alle daran in gleicher Weise teilhaben,

gibt es uns eine überpersönliche Haltung und Sicherheit, solange wir uns in den heimischen Lebensformen bewegen. Es hat dies auch zur Folge, dass wir wenigstens dort, wo keine grössere Einwanderung in jüngster Zeit stattgefunden hat, uns als Gemeinschaft erleben, nicht als Haufe, nicht als bezuglos und vereinzelt, sondern als Einzelne, als Glieder, die immer wieder durch die gemeinsame natürliche und geistige Bodenständigkeit zur Gemeinschaft zusammengefasst werden. Dies ist nichts besonders Unterwaldnerisches, sondern ist in allen Alpentälern gleich, womit nicht bestritten werden soll, dass es ausserhalb in Siedelungen mit organischem Wachstum auch zu finden ist. Selbstverständlich löscht die Gemeinschaft die charakterlichen Eigentümlichkeiten des Einzelnen nicht aus. Es kann daneben immer noch Schlaue und Harmlose, Eigennütziges und Uneigennütziges, Verstellung und Aufrichtigkeit geben. Aber es ist nicht so, dass die Gemeinschaft als Ganzes heuchlerisch sei und jeder den andern mit List zu übervorteilen suche, solange er mit seinesgleichen zusammen und seiner selbst sicher ist.

Das wird nun anders, wenn der Einzelne aus irgendwelchen Gründen aus dem angestammten Daheim in eine fremde Umgebung verpflanzt wird, mit der ihn keine persönlichen Beziehungen verbinden. Er verliert den Boden unter den Füßen und verliert damit die Selbstsicherheit und wird ein Vereinzelter, und dann wehrt er sich eben mit den Waffen des Schwachen, wenn er die Lage nicht versteht und glaubt, man wolle ihn beeinträchtigen und seine vermeintliche Schwäche ausnützen, und diese Waffen sind seit alters und überall, wenn es sich nicht um ungesellige Setzköpfe handelt — was die Alpenbewohner nirgendswo sind, trotzdem sie gelegentlich so dargestellt werden, — diese Waffen sind Schlaueit, Zweideutigkeit, Neinsagen und sogar Verschlagenheit. Darum sagen die Unterwaldner in der Fremde „nit dass i wisst“ anstatt eines aufrechten Nein, und „me chennt ja säge“ anstatt eines freudigen Ja, worüber man so oft spottet oder sich ärgert; oder sie benehmen sich sonstwie zurückhaltend und unberechenbar, was alles sie zu Hause dann sofort wieder ablegen. Das ist natürlich auch schon ein Fehler, und es ist keine leichte Aufgabe unserer Lehrerschaft, den Kindern diesen Fehler abzugewöhnen, aber man soll nicht dem Volkscharakter zur Last legen, woran die Umstände die Hauptschuld tragen.

Der zweite Grund hängt mit dem ersten zusammen. In den Alpentälern ist jene Versachlichung der zwischenmenschlichen Beziehungen noch lange nicht so ausgebildet, wie sie in den grossen Städten eintreten muss, ob man es will oder nicht. Wir treten einander nicht gegenüber als blosse Vertreter des Staates oder eines Berufs oder einer Firma, also als eine Art abstrakter Menschen, sondern als konkrete Träger eines bestimmten Namens, als Glieder einer bestimmten Familie, als Mann von einer bestimmten Herkunft, und darum erhält unser Zusammensein immer das Gepräge des Persönlichen und beschränkt sich nicht auf die sachlich-korrekte Abfertigung, gleichgültig ob wir nur am Postschalter eine Briefmarke kaufen, oder ob wir es wagen, an der Landsgemeinde aufzustehen und als Redner uns zu stellen. Dies hat natürlich nicht nur Vorteile, sondern kann auch nachteilig sein. Jene nüchterne, unbeirrbar tüchtige, die man als schweizerisches Kennzeichen auch etwa dem Ausland anpreist, und die es tatsächlich gibt, ist uns selten so ganz erreichbar. Es sind immer nur Einzelne, die darin mit unsern Miteidgenossen ausserhalb des Alpenkreises wetteifern können. Den andern aber kommen die Leidenschaften und Gefühle, die nicht dazu gehörigen Einfälle und Stimmungen immer wieder in die Quere, weil es ihnen nicht gelingt, im Sachlichen völlig aufzugehen, sondern weil das Persönliche immer wieder hineinschwingt. Daraus leitet sich letzten Endes auch unsere Freude am Spielerischen und Phantastischen ab, unsere Fähigkeit, uns zwischen Sein und Schein in der Schweben zu halten, überkommene Formen ernsthaft zur Schau zu tragen und daneben, ohne uns einer Heuchelei oder Verstellung bewusst zu sein, ganz anders zu denken und zu handeln.

Kurz, ich möchte natürlich nicht sagen, um ein äusserstes Beispiel zu nennen, wir hätten eine phantastische Begabung wie die keltischen Irländer, aber ein Unterschied zwischen den Leuten der Berge und den Leuten der Ebene und der Städte scheint mir doch unverkennbar. Es trifft sich gut, dass gestern mein Freund Hans von Matt so anschaulich vom „Unüberwindlichen Grossen Rat“ und seinen Ruhmestiteln erzählt hat, sodass jeder schon im Bild ist, was gemeint ist. Kann man sich beispielshalber vorstellen, dass etwa die Gotthelfschen Bauern, die ja ein unvergängliches wahres Denkmal des bernischen Volksschlages sind, wie es keinem andern Landesteil

beschieden ist, kann man sich vorstellen, dass diese Ueli und Hausi und Chrigu, wenn sie ihrer Lebensfreude die Zügel schiessen lassen, dies als Ritter des „Unüberwindlichen Grossen Rates“ tun würden? Es käme ihnen als „Donners Glöhl“ vor, und doch können auch sie unbändig lustig sein, aber nur auf eine erdhaftere Weise, weil ihnen das Spielerische und das Sich-in-der-Schweben halten zwischen Sein und Schein nicht liegt. Und umgekehrt kann man sich nicht denken, dass sie im blutigen Ernstfall, trotzdem sie wahrhaftig aus ebenso hartem oder aus härterem Holz geschnitzt sind, so sehr von der Sache absehen und sich den Leidenschaften überantworten würden wie die Nidwaldner 1798.

Diese Art gibt aber etwa zu Missverständnissen Anlass. Weil das Persönliche bei unsern Berglern immer zuerst kommt, nimmt es der Miteidgenosse, der sich dessen nicht gewohnt ist, als vorbehaltlose Freundschaftsbezeugung und besondere Anteilnahme und ist dann enttäuscht und spricht von Heuchelei, wenn es das eben noch lange nicht ist. Das Spielerische aber beurteilt er als Unberechenbarkeit. Wenn wir die überlieferten Formen und Gefühlsäusserungen in harmloser und leider oft auch gedankenloser Weise vorführen und unsere übrige Haltung ihnen widerspricht, redet er von Scheinheiligkeit. Es hat dies alles den Anschein der Berechtigung, und gelegentlich mag es auch mehr als nur Anschein sein, aber es ist nicht gerecht, ohne weiteres den Stab darüber zu brechen.

So lösen sich also die Widersprüche zwischen den beiden Bildern weitgehend auf, und es bleibt ein Kern übrig, wenn wir die Wesensart der Alpenbewohner nördlich des St. Gotthard und des Simplon genau ins Auge fassen. Denn auf sie alle trifft in dieser oder jener Spielart das hier Gesagte zu, und wenn das Wort Unterwaldner bisher schon öfters gefallen ist, so nur darum, weil sie gelegentlich als Beispiele herhalten mussten, nicht aber, weil es sich bisher um sie allein gehandelt hätte. Es ist aber gut, dass wir diesen allgemeinen Rahmen, in den sie damit gestellt sind, im Auge behalten, wenn wir jetzt den weiten Alpenraum verlassen und uns endlich in die beiden Täler ob und nid dem Kernwald zurückziehen.

Da ist es unvermeidlich, zunächst nicht ihre Gegenwart ins Auge zu fassen, sondern ins Geschichtliche abzuschweifen. Eine scheinbare Abschweifung, möchte ich gleich beifügen, denn wir werden erfahren, dass sie Voraussetzung für alles Gegenwärtige ist. Ich meine damit nicht unsere sagenhafte Abstam-

mung von eingewanderten Schweden oder, was die Unterwaldner noch lieber hörten, von den Römern: *Silvanam gentem Romano e sanguine cretam*, wie der Humanist Glareanus uns seinerzeit besungen hat. Wohl aber ist zu erwähnen, dass Unterwalden zwar zu den Urkantonen gehört und also an den ersten Bünden und Befreiungskämpfen schon teilgenommen hat, und dies stärkt unser Selbstgefühl, aber es ist doch zweifellos der letzte der drei Stände und musste es auch bleiben. Nicht darum, weil es unfähig gewesen wäre, bedeutende Männer hervorzubringen, oder weil es nicht den Willen zu grosser Leistung hätte, sondern ganz einfach aus Gründen seiner Lage. Es liegt am weitesten ab vom Weg über den St. Gotthard, der ja bei der Gründung der Schweiz eine so grosse Rolle spielte, und seine Grenzen waren von Anfang an zu ungünstig, um das angestammte Gebiet auszuweiten und „imperialistisch“ zu werden. Die Schwyzer konnten es noch, und das Kloster Einsiedeln hat es erfahren. Die Urner konnten noch kühner über den Gotthard hinübergreifen. Die Unterwaldner aber waren doch nie so grossmannssüchtig, dass sie nun etwa die Stadt Luzern zur Landvogtei machen wollten. Nach Osten aber stiessen sie an die verbündeten andern eidgenössischen Orte, nach Westen an das befreundete reichsfreie Haslital und im Süden hinter den unwegsamen Bergen, über die kein Pass von Bedeutung hinüberführte, war erst recht nichts zu holen. Es blieb einzig das Entlebuch übrig jenseits der Wälder und Sümpfe der Giswilerberge. Die Obwaldner haben sich dort zwar Mühe gegeben, in der Frühzeit als Feinde, und im späten Mittelalter, als die Entlebucher längst Untertanen von Luzern geworden waren, als nicht ganz uneigennützig Freunde, aber sie hatten kein Glück. Wenn wir den Sagen glauben dürfen, wussten in der Frühzeit die Entlebucher sich wohl zu wehren, und als einzige Eroberung konnten die Obwaldner einige Alpen jenseits der Wasserscheide erwerben oder behalten. Später waren es die Stadt Luzern und die Miteidgenossen, die sie in die Schranken wiesen. Während also jeder der alteidgenössischen Stände sein Gebiet im Laufe der Jahrhunderte mehr oder weniger erweiterte, blieben die Grenzen Unterwaldens unverrückbar da, wo sie heute sind. Einzig das Klostergebiet von Engelberg, dem von den frommen Unterwaldnern bis 1798 die Selbständigkeit trotz vieler Händel belassen wurde, kam später noch dazu. Diese landschaftliche Lage oder vielmehr der Stillstand der Grenzen ist also schon etwas Besonderes, wenn

man sich daran erinnert, dass unsere Vorfahren keineswegs etwa häuslich veranlagt waren, sondern bei allen eidgenössischen Auszügen und Eroberungen wacker mitgemacht haben und als grosse Raufbolde mit Gleichgesinnten zusammen gelegentlich auf eigene Faust und ohne obrigkeitliche Genehmigung auf Eroberung oder wenigstens auf Raub auszogen.

Ob sie sich über diese Unmöglichkeit ihr Gebiet auszu dehnen grämten, ist uns nicht bekannt. Es hätte ihnen auch nichts genützt, denn abgesehen von der ungünstigen Lage waren sie durch ihr Verhalten selbst daran schuld, dass sie nicht nur bei der Aufzählung, sondern auch in der Bedeutung der letzte der Urkantone geblieben sind.

Nicht dass sie sich etwa gegen die Miteidgenossen besonders rauhbeinig und grobschlächtig benommen hätten und deshalb als Stiefbrüder in die Ecke gestellt worden wären. Dies ist damit nicht gemeint, sondern untereinander haben sie sich wenig brüderlich betragen. Damit kommen wir zur Frage, warum es überhaupt die beiden Halbkantone ob und nid dem Wald gibt, und die Antwort zwingt uns noch zu einer langen geschichtlichen Abschweifung. Die beiden Appenzell sind wenigstens durch die Konfession voneinander geschieden, bei den beiden Basel ist es oder war es der Gegensatz Stadt und Land, konservativ und liberal, aber wieso die beiden Täler der Engelderger- und der Sarneraa auseinandergehen und nicht wieder zusammenkommen konnten, das will uns zuerst nicht in den Kopf. Und noch weniger begreift man es, wenn man hört, dass sie — es hört sich rechnerisch ganz ungeheuerlich an — die Hälften eines Ganzen sind, von dem man nicht mit voller Sicherheit weiss, ob es dieses Ganze einmal tatsächlich gegeben hat, sodass also hier der logische Unsinn vorläge, dass die Teile früher waren als das Ganze. Aber auch diese Hälften sind sie — und dies ist der zweite Widersinn — erst seit 1815, vorher aber galt Obwalden staatsrechtlich als zwei Drittel und Nidwalden nur als ein Drittel.

Nun kann man sich zwar nicht recht vorstellen, warum sie als halbe Stände und nicht jeder von Anfang an als ganzer Stand dem Bunde beigetreten wären, wenn es nicht in uralter Zeit doch ein einheitliches Unterwalden gegeben hätte. Bekanntlich nimmt Karl Meyer an, dass es schon vor dem Bund von 1291 einen Dreiländerbund gab, über den wir keine Urkunden mehr besitzen, und dem wohl Nidwalden, nicht aber Obwalden,

angehörte. Als 1291 ein neuer Bund in Brunnen beschworen wurde, da hing wiederum das Siegel universitatis hominum de Stannes daran, Obwalden aber fehlte nochmals und, als es nachträglich doch beitrug, wurde nicht ein neuer Bundesvertrag beschworen, und es trat nicht als vierter Ort hinzu, sondern auf das Nidwaldnersiegel mit dem Petersschlüssel wurden nur die Worte eingraviert: *et superioris vallis*. Tatsächlich hat denn auch Dr. Robert Durrer, der sich um die Aufhellung der frühesten Geschichte unserer engern Heimat besondere Verdienste erworben hat, es wahrscheinlich gemacht, dass zwar die Allmenden in ganz Unterwalden, im Gegensatz zum Lande Schwyz und Uri, seit jeher auf die einzelnen Kirchhöfen verteilt waren, und also dieses am stärksten einigende Band der Markgenossenschaft hier wegfiel, aber dass doch eine das ganze Land umfassende Gemeinde der freien Bauern bestund, die jeweils in Wisserlen am Eingange in den Kernwald, der dem Kanton auch heute noch seinen Namen gibt, zusammentrat, wenn der Gaugraf als Vertreter des Kaisers das Land besuchte und Gerichtstag hielt. Tatsächlich sind auch in den ersten Jahrzehnten nach der Bundesgründung vereinzelt Landsgemeinden dort geschichtlich bezeugt, und ebenso kennt man die Namen von einigen Landammännern des gesamten Unterwalden.

Aber dieses Band war wohl, wie Durrer schreibt, stark genug, um ein gänzlich Auseinanderfallen zu verhindern, aber doch zu schwach, um die beiden Täler endgültig zusammenzubinden. Wann und unter welchen Umständen die Trennung erfolgte, wissen wir nicht. Dass aber die staatsrechtliche Abgrenzung verhängnisvoll sich auswirkte, haben die folgenden Jahrhunderte gezeigt, indem Nidwalden, der erste im Bund, wie gesagt, nur als ein Drittel galt, also deutlich benachteiligt war, während Obwalden, der spätere Ankömmling, mit seinen zwei Dritteln ebenso deutlich im Vorteil war. Das schöne Landessiegel mit dem Petersschlüssel wanderte also nach Sarnen, das Landespanner mit ihm, die Nidwaldner durften nur jedes dritte Jahr den Pannerherrn stellen, sie durften bei gemeinsamem Auszug nur einen Drittel der Mannschaft stellen, durften gewisse Tagssatzungen nur jedes dritte Jahr beschicken, und die Obwaldner hielten eifersüchtig darauf, dass ihre Vorrechte nicht geschmälert wurden. Da die Landsleute nid dem Wald auf die Dauer nicht gewillt waren, diese Benachteiligung hinzunehmen, so entstand innerhalb Unterwaldens selbst allerlei Zank und Streit, kurz

ein Verhalten, das ein kraftvolles, gemeinsames Auftreten, wie es nötig ist, wenn man grosse Politik machen und sich zur Geltung bringen und erobern will, nur selten aufkommen liess. Zur ungünstigen Lage abseits der grossen Passtrassen kam dies noch hinzu und hat mitbewirkt, dass Unterwalden als Ganzes nie die gleiche geschichtliche Rolle spielen konnte wie unsere Bundesgenossen jenseits des Vierländersees.

Mehr noch. Ob die Leute des untern und des obern Tales schon seit urdenklichen Zeiten innerhalb der Wesensart aller Alpenbewohner, wie ich sie zu schildern versuchte, auch noch ihre besondere Art hatten, lässt sich natürlich nicht feststellen. Sicher hat diese staatsrechtliche Ungleichheit ihnen aber im Laufe der Zeit ein besonderes Gepräge gegeben, und damit kommen wir nach einem langen Umweg endlich wieder zu den charakterlichen Eigentümlichkeiten der Unterwaldner zurück, über die zu reden eigentlich beabsichtigt ist. Das Geschichtliche wollen wir nun möglichst beiseite lassen und nicht mehr berichten, wie besonders im 16. und 17. Jahrhundert immer wieder Zerwürfnisse und Streitigkeiten aufflackerten, wie die Tagsatzungen vielfach mit Schiedsprüchen zu schlichten suchten, und wie diese Schiedsprüche regelmässig, bald von der einen, bald von der andern Partei nicht gehalten wurden, weil keine recht befriedigt war.

Keine Einzelheiten seien darüber angeführt, nur das eine sei festgehalten: der Hader und die Eifersucht gingen soweit und haben die gegenseitige Einstellung zueinander durch Jahrhunderte so sehr gefärbt und bestimmt, dass jene Witzemacher und Zeitungsleute, die vor vier Jahren bei Anlass der grossen Bundesfeier sich darüber lustig machten, weil die Ob- und Nidwaldner Regierung ganz und gar nicht einträchtig zusammen nach dem Rütli gefahren waren, durch ihren Spott nur ihre eigenen armseligen Kenntnisse der Schweizer Geschichte veraten haben. Es wäre geradezu ein Fehler an historischer Echtheit gewesen, wenn die Beiden nicht etwas wegen des Vortritts gezankt hätten, und selbst wenn die Nidwaldner bei diesem Zank angefangen hätten, so hätte auch dies seine geschichtliche Berechtigung.

Durch diesen langen Hader musste natürlich das Verhalten der beiden Talschaften in anderer Weise geprägt werden. Wohlverstanden, nicht das Verhalten, wenn die lieben getreuen Landsleute unter sich sind und ihre eigenen Angelegenheiten

ordnen. Da kann es auf dem Landenberg ob Sarnen und in Wil an der Aa stürmische Landsgemeinden und unbesonnene Beschlüsse geben; was oben ist, kann plötzlich und nur aus Leidenschaft bachab gefegt werden, und umgekehrt, und — um kein falsches Bild aufkommen zu lassen, sei es gleich beigefügt — die verhängnisvollen Entscheidungen können aber auch in ein, zwei, drei Jahren wieder berichtigt und ausgeglichen werden, weil die Leidenschaft ja nicht nur zum Bösen, sondern auch zum Guten anspornen kann, sodass die geschichtliche Entwicklung doch viel gleichmässiger ist, als es der Eindruck etwa einer wild erregten Gemeinde vermuten lässt. Dies trifft also für beide Landesteile zu, und den schlimmen Volksjustizurteilen, die die Obwaldner Landsgemeinde gegen ihren Landammann Heinzli zur Zeit der Gegenreformation gefällt hat, lässt sich meines Wissens in Nidwalden nichts zur Seite stellen.

Allein etwas anderes ist es, wenn die beiden Halbkantone gegen aussen auftreten, und wenn sie ihre Hoheit wahren oder durchsetzen müssen. Hier zeigt sich in früherer Zeit bis zu unsern Tagen ein deutlicher Unterschied zwischen Obwalden und Nidwalden, und an diesem Unterschied ist, wie mir scheint, der lange Streit um die Vorrechte schuld, der das Verhalten der beiden geformt hat und jedem eine bestimmte Richtung weisen musste. Denn wer Vorrechte zu verteidigen hat, besonders wenn diese Vorrechte zwar den Buchstaben des Gesetzes, aber nicht das natürliche Rechtsempfinden für sich haben, was bei den Obwaldnern zutraf, der braucht andere Fähigkeiten und Eigenschaften als der andere, der diese Vorrechte fordert. Wir wollen nicht in die grosse Politik hinüberschielen und den Herren der Welt absehen, wie sie sich umtun und gehaben, um ihren Besitz zusammenzuhalten. Wir können es ohnedies ausrechnen, was dazu nötig ist: Geduld, Besonnenheit, Planung auf lange Sicht, Sich-nicht-aus-der-Fassung-bringen-lassen, Nachgeben in Kleinigkeiten, Anpassung an die Verhältnisse, wobei man das Grundsätzliche zwar nicht aufgibt, aber etwas zurückstellt, und vor allem nicht zu laut davon spricht. Dies alles und noch mehr haben sich die Obwaldner, nicht als Einzelne und unter sich, aber als staatliche Gemeinschaft im Laufe der Jahrhunderte immer besser und besser angeeignet, und manchmal scheint es mir sogar, es hätte auch auf ihr privates Dasein etwas ab-

gefärbt. Neidlos müssen wir Nidwaldner ihnen diese diplomatischen Tugenden zuerkennen, und wir sind ganz darauf gefasst: wenn in ruhigen Zeitläufen einmal einem Unterwaldner die Ehre der Wahl in den Bundesrat zuteil werden sollte, so wird es sicher ein Obwaldner sein und, bloss wenn in wilden und stürmischen Zeiten dies Ereignis eintreten sollte, haben die Nidwaldner noch ein wenig Aussicht.

Denn sie, die durch Jahrhunderte hindurch fordern und heischen mussten und zwar etwas, was ihnen vielleicht nach Billigkeit, aber nicht nach Gesetz zukam, und was sich also nur durch Entgegenkommen der andern und, wenn die nicht wollten, durch Trotz und Drohung erreichen liess, mussten natürlich ganz andere Eigenschaften und Fähigkeiten in sich ausbilden, Fähigkeiten, die ihnen vielleicht von alten Zeiten her lagen, und die sie nicht erst anerziehen, wohl aber steigern mussten. Es sind dies Leidenschaft, Gefühlsaufwallung, den Augenblick rasch wahrnehmen, sich ganz einsetzen und alles auf eine Karte setzen, also rasch handeln, und weil rasch, dann vielfach unbedacht; seine Grundsätze nie preisgeben und eher untergehen, als sich auch nur scheinbar etwas abmarkten lassen. Kurz, dem Gefühl und Gemüt wird ein viel grösseres Mitspracherecht eingeräumt, womit nicht gesagt sei, dass die andern kein Gefühl und Gemüt hätten, und noch weniger darf daraus gefolgert werden, dass etwa die Kräfte des Gemüts und Herzens das niedrigere wären als die kühlere Tätigkeit der Vernunft, im Gegenteil, beides steht im gleichen Rang und keines von beiden wäre viel wert, wenn es nicht durch das andere immer wieder ergänzt und belebt oder gelenkt würde.

Blicken wir nun nach dieser rein lehrhaften Ableitung der beiden Volkscharaktere aus ihrem Schicksal, auf die Geschichte der zwei Täler, so glaube ich, dass unsere Schlüsse bestätigt werden. Sogar die Befreiungssagen geben uns recht. Mit Umsicht verstehen es die Obwaldner die Eroberung des Landenbergs vorzubereiten, und die Überreichung der Neujahresgeschenke, also eine Art diplomatischen Empfangs, dafür auszunützen; auf dem Rotzberg in Nidwalden aber ist es ein romantischer Liebeshandel, und die Liebe verbindet sich mit der List, und in Altzellen, wo Baumgartner den Ritter Wolfenschiessen erschlägt, ist es die leidenschaftliche Tat eines Mannes, der die Ehre seines Hauses ohne Besinnen

auf der Stelle rächt. Aber lassen wir diese geschichtlich unbeglaubigten Ereignisse, trotzdem es auch bedeutsam ist, dass die Sage gerade so erzählt wird. Wie gut haben sich aber, um ins volle Licht der Geschichte zurückzukehren, die Obwaldner der Helvetik anzupassen verstanden! Im Äussern geben sie ohne viel Entrüstung nach, und konnten darum möglichst viel ins Neue hinüberretten, und im Herzen blieben sie die Alten, und als die Helvetik fiel, fanden sie sich sofort wieder zurecht. Die Nidwaldner aber wehrten sich bekanntlich mit dem Mute der Verzweiflung und in völlig aussichtsloser Lage bis zum Zusammenbruch, und sie wehrten sich, was weniger bekannt ist, nicht etwa unter der Führung der alten Familien und Häupter wie die Berner, sondern sogar im Gegensatz zu diesen Familien, welche viel nachgiebiger, oder wenn man so sagen will, vernünftiger gewesen wären. Sie wehrten sich sicher nicht bloss aus blinder Leidenschaft, sondern für sittliche Grundsätze, aber sie konnten sich dafür nur darum so leidenschaftlich und vorbedachtlos einsetzen, weil nicht der Kopf, sondern das Herz den Ausschlag gab. Und trotz des Jammers und Unglücks, das über sie hereinbrach, standen sie vier Jahre später schon wieder unter Waffen gegen die Helvetik, diesmal allerdings nicht allein, aber sie waren doch lange vor den zögernden mitverbündeten Obwaldnern droben auf dem Rengpass und verjagten in einem Handstreich die dort stehende Wachkompagnie der „Lemaner“ und gewannen damit das einzige Gefecht dieses kurzen Feldzugs.

Aber nicht genug damit! Als 1815 Napoleon und die französische Vorherrschaft endgültig fielen und die Schweiz ihr Haus wieder frei einrichten konnte, da waren die Nidwaldner bei denen, die alles wieder genau gleich haben wollten wie vordem. Das wäre noch hingegangen, denn sie hatten dabei Gesellschaft. Aber sie gingen viel weiter in ihrer Hartnäckigkeit. Als sie dies nicht erreichten, fasste die Landsgemeinde den einzigartigen Beschluss, förmlich den Bund zu kündigen und aus der Eidgenossenschaft auszutreten. Sie waren dabei so folgerichtig, — denn wenn es auch töricht war, hatte es doch den Vorzug der uneigennütigen Folgerichtigkeit, — dass sie die Engelberger, die bis 1798 unter dem Abt gestanden waren und nun irgendwo Anschluss suchen mussten und diesen Anschluss dort suchen wollten, wo er ihnen schon landschaftlich gegeben

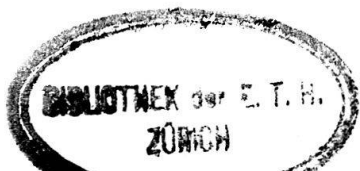
schien, nämlich bei Nidwalden, schroff und eigentlich beleidigend abwies. Die Strafe folgte natürlich auf dem Fusse, denn die andern eidgenössischen Stände griffen ein und besetzten den Kanton, ohne dass ein Schuss fiel, und die Landsgemeinde kehrte reumütig wieder in den Bund zurück. Aber Engelberg hatte inzwischen bei den Obwaldnern angeklopft und diese, die gemäss ihrer Art klüger und besonnener der Neuordnung der Verhältnisse sich nicht einfach widersetzt hatten, hiessen sie willkommen, und damit ging der Talgrund am Fusse des Titlis bis auf den heutigen Tag für uns verloren.

Die stürmische Geschichte der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zeigt es besonders anschaulich, wie die Obwaldner und Nidwaldner in ihrem Verhalten, ja vielleicht sogar in ihrem Charakter durch den alten Streit, und was ihm zu Grunde lag, geformt worden sind. Auf Biegen und Brechen sich einsetzen und ganz nur so sein, wie man es will, gleichgültig ob man dabei unvergänglichen Ruhm erwirbt wie 1798 oder dem Fluch der Lächerlichkeit sich preisgibt wie 1815, das ist das eine. Oder sich scheinbar anpassen und stille halten, auch wenn es einem nicht drum ist, den übermächtigen Verhältnissen Rechnung tragen und dabei zwar keinen Ruhm erwerben, aber als handgreiflichen Erwerb die Talgemeinde Engelberg sich angliedern, das ist das andere.

So deutlich wie damals ist die verschiedene Art der beiden Stände, die in dem gemeinsamen Unterwalden wenigstens dem Namen nach immer noch zusammengeschlossen sind, zwar nie mehr zu Tage getreten. Aber wer einmal ein Auge dafür hat, der kann sie vorher und nachher immer wieder da und dort entdecken, und wäre es zuletzt auch nur in der Elektrizitätswirtschaft. Wie die Obwaldner ihren Lungernsee zu vermieten und mit kantonsfremder Tatkraft und kantonsfremdem Geld zusammenzuspannen und dabei ihren Vorteil wahrzunehmen verstanden, sticht ganz wesentlich von der Art ab, wie die Nidwaldner gegen den Widerstand aller schweizerischen Kreise, die etwas davon zu verstehen glaubten, auf Gedeih und Verderben ihr Bannalpwerk schufen, nur damit sie etwas ganz Eigenes besässen, in dem niemand als sie selbst zu befehlen hätten.

Wenn wir endlich vom Geschichtlichen absehen und aufs Volkskundliche im weitesten Sinne des Wortes hinblicken: Spiegelt sich die verschiedene Art, sich zum Schicksal und

seinen Aufgaben einzustellen, vielleicht auch im alltäglichen Verhalten? Man sollte es erwarten, denn ein Volk kann ja in den geschichtlichen Augenblicken des Daseins, wo es vor grosse, weittragende Entscheidungen gestellt ist, nur darum regelmässig in einer bestimmten Weise wollen und handeln, weil es auch in den vielen Dingen und Kleinigkeiten des Werktags sich in diesem Wollen geübt hat. Zwar wird dem flüchtigen Wanderer, der zum Vergnügen oder zur Erholung in unsern Tälern sich aufhält, das Volksleben ob und nid dem Kernwald zunächst recht ähnlich vorkommen. Begreiflich, denn um daran anzuknüpfen, was zum Eingang gesagt wurde, beide stehen im Kreis und im Sein der schweizerischen Alpenbevölkerung und haben teil an ihren Fehlern und Tugenden, wie ich sie darzustellen versuchte. Aber wir müssen genauer hinsehen und das Volksleben nicht nur an Festtagen und im Vorbeieilen ins Auge fassen; wir müssen uns erkundigen, wie es vor einer, zwei, drei Generationen zu- und herging, denn die Neuzeit mit der Erleichterung des Verkehrs und der raschen Mischung von Alteingesessenen und Zugewanderten hat es natürlich darauf abgesehen, die Unterschiede überall zu verwischen. Dann entdecken wir aber tatsächlich in den beiden Landeshälften eine etwas verschiedene Prägung des Gemeinsamen. Die Obwaldner wirken nüchterner, und sie wirken ursprünglicher. Bei den Nidwaldnern aber spielt die Lust, aus sich herauszugehen, sich zu äussern, etwas darzustellen und sich gelegentlich auch zu verstellen, etwas neu zu gestalten oder auch zu missgestalten eine grössere Rolle. Sie sind darum empfänglicher und offener für alles, was man so schöngeistige Kultur nennt und was mit ihr zusammenhängt. Das soll nicht so missdeutet werden, als ob es in Obwalden nicht jederzeit auch Leute von Geist und Bildung gegeben hätte, oder als ob gar die allgemeine Schulung dort tiefer stünde, beileibe nicht. Aber die Erregbarkeit und Ansteckbarkeit durch die Einfälle und auch die Torheiten des sogenannten geistigen Lebens ist im untern Tal allgemeiner als ob dem Kernwald, eine Eigentümlichkeit, die übrigens nicht etwa lauter Vorteile bringt, sondern auch den Nachteil hat, dass wir deswegen an Ursprünglichkeit eingebüsst haben. Wenn wir Beispiele wollen, können wir gleich wieder den „Unüberwindlichen Grossen Rat“ nennen. Es ist sicher kein Zufall, dass eine Gesellschaft, die den Schein und das Spielerische und das Unnütze so ernst nimmt, ausgerechnet in Stans ein so



hohes Alter erreichte, während ähnliche Gebilde andernorts vielfach untergingen. Aber der Mangel an Ursprünglichkeit verrät sich dann darin, dass in der Gestalt dieser Gesellschaft sich recht viel Literarisches niedergeschlagen hat, Elemente der klassischen und der barocken Bildung, sodass eigentlich gar nicht recht erkenntlich ist, welcher urtümliche Kern in ihr steckt.

Diese Freude und Lust aus den Elementen der Bildung etwas zu schaffen und zu schöpfen in Spiel und Ernst, also nicht bloss diese Elemente zu besitzen, was bekanntlich nur Bildungsphilistertum ist, — diese Lust am Schaffen finden wir nun immer wieder. Ewigkeitswerte sind dabei zwar keine entstanden und vieles hat auch nicht einmal den Tag überdauert, aber es handelt sich ja hier nicht um den Ertrag, sondern um das Tätigsein an sich. Da ist nun verschiedenes zu sagen, was diese Behauptung belegt, und was wenigstens teilweise angeführt sei. Jedermann weiss z. B. aus der Literaturgeschichte, wie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der Sturm und Drangzeit, in den verschiedensten Städten des deutschen Sprachgebiets sich begeisterte Jünglinge zu Bünden zusammenschlossen und gemeinsam schwärmten, dichteten und die Welt in ihren Träumen und Reden verbesserten, und auf das poetische Zürich der damaligen Zeit sind die Nachfahren weiss wie stolz, und sie werden nicht müde es liebevoll darzustellen. Aber dass auch das dörfliche Stans bei diesem Sturm und Drang mitmachte, ist aus begreiflichen Gründen nicht bekannt, denn keiner der Jünglings-Freunde Franz Niklaus Zelger, Ludwig Maria Kaiser und Josef Businger ist später ein grosser Dichter geworden, sondern sie wurden Landammänner oder Pfarrherren und Historiker, und darum ist Stans nicht in die Literaturgeschichte eingegangen, aber seinen Dichterbund hat es doch auch gehabt.

Mehr Ruhm haben Nidwalden seine Maler und Bildhauer eingetragen. Zwar hat jedes Tal in den Alpen seine Künstler und Sänger; es entspricht dies dem Volkscharakter. Aber dass in einer so abseitigen Gegend seit bald zwei Jahrhunderten eine eigentliche künstlerische Überlieferung sich ausbildete, zeitweise sogar eine Malerschule, und zwar nicht bloss die handwerkliche Fertigkeit, wie es sie in den Zeiten vor der Photographie überall gab, sondern eine Einstellung, die im Künstler nach Art des 19. Jahrhunderts nicht den blossen Berufsmann

sah, sondern ihn als einen Mann höherer Begnadung und besonderen Wesens auffasste, und dass dabei die Tätigkeit dieses Künstlers gar nicht den Ruf des Abenteuerlichen und Zigeunerhaften hatte, sondern bürgerlich als ebenso ehrenhaft und erstrebenswert galt oder sogar mehr bedeutete als akademische Würden, und also ein Maler oder Bildhauer ohne weiteres auch Kirchmeier oder Ratsherr werden konnte, dies alles ist doch etwas ungewöhnlich und ist nicht in jeder beliebigen Gegend der Alpen vorgekommen, wohl aber in unserm bescheidenen Nidwalden.

Dass aber auch das Theaterspielen und was drum- und dranhängt, die Freude am Agieren, die Freude etwas darzustellen, sich über den gewöhnlichen Alltag zu erheben und gute und schlimme Leidenschaften zu äussern, die im nüchternen bürgerlichen Leben verhängnisvoll wären, dass dies alles in diesen Zusammenhang hineingehört, versteht sich von selbst. Auch da bedeutet es noch nichts Besonderes, wenn die geistlichen Spiele bis ins 18. Jahrhundert hinein für Nidwalden bezeugt sind, denn das sind sie auch anderswo. Aber diese Gemeinschaft-Spiele sind bekanntlich dann ausser Gebrauch gekommen und sind in den Städten und an den Höfen gänzlich vom Berufstheater und vom bürgerlichen Schauspiel überholt worden, während das flache Land vorerst brach lag. Da will es schon etwas heissen, dass die abseitigen Nidwaldner zu den ersten gehörten, die mit dieser Art von Theater, wie es an den Höfen und in den Städten gewachsen war, sich ebenfalls einliessen. Und sie scheuten sich vor 100 Jahren keineswegs hoch hinauf zu greifen; sie begnügten sich nicht mit Heimatschutz, sondern wagten sich gleich ans Klassische heran und liessen in ihren engen Räumen und niedrigen Bühnen die Schiller'schen Jamben dröhnen. Heutzutage ist dies Vergangenheit. Mitsamt den Märchenbildern von Raimund und Nestroy, mitsamt den vaterländischen Schaustücken des Kernser Pfarrherrn Jos. Ignaz von Ah — man merke sich: der Obwaldner vertraut seine Werke den Stansern zur Uraufführung an, — gehört es der Vergangenheit an. Allein es lebt noch der eine oder andere, der Zeugnis ablegen kann, wie zur Zeit unserer Grossväter die ganze Dorfschaft sich mit heissem Herzen ums Theater scharte und mitmachte, wie bei der Rollenverteilung aus Freunden Feinde und auch umgekehrt werden konnten, und mit welcher Eifersucht die wett-

eifernden Theatergesellschaften von Stans und Buochs sich gegenseitig auflauerten.

Mit alledem hängt übrigens — um dies zum Schlusse zu erwähnen — auch noch zusammen, dass man hierzulande mit den sogenannten Originalen nachsichtiger ist als andernorts, wie mir wenigstens scheint. Voraussetzung ist allerdings, dass sie Witz und Einfälle besitzen und die Originalität nicht nur vortäuschen, sondern es auch sind. Dann aber betrachtet man sie nicht gleich als Schmarotzer des Lebens oder gar als sogenannte asoziale Intelligenzler, auch wenn sie keinen bürgerlichen Beruf ausüben und nicht dem Erwerb nachgehen, und dafür den lieben Herrgott sorgen lassen, sondern man freut sich, wenn sie wohl gedeihen und duldet sie gerne in der Volksgemeinschaft, und wer weiss, in der liebevollen Erinnerung späterer Generationen wandelt sich vielleicht der eine oder andere dank seiner Fertigkeiten und seiner klugen Einfälle und Redensarten allmählich zu einer schrulligen Sagengestalt, wie in Obwalden der eine oder andere Vorfahr dank seiner bärenhaften Körperstärke und seiner Erfolge im Schwingen in die Welt der Sagen eingegangen ist.

Denn die Obwaldner sind nüchterner und besonnener. Sie fuhren seinerzeit wohl an den Winternachmittagen mit Schlittengeklingel in Stans ein — auch die Luzerner kamen im Extraschiff, was sich heute ganz märchenhaft anhört — und liessen sich vom Stanser Theater erbauen und begeistern oder blieben auch kühl bis ans Herz hinan. Aber selbst liessen sie sich nur bei ausserordentlichen Anlässen zu solchen künstlerischen und theatralischen Ausschweifungen hinreissen. Sie hätten zwar wohl ebenso Talent und Begabung dazu gehabt, und sie könnten es auch mit Beispielen belegen, aber es trieb sie nicht zu diesem alljährlichen Überschwang der Gefühle. Es lag ihnen nicht, alles, was an Überlieferung da ist, in seinem blossen schönen Sein aufzustören, und was im Grunde still wächst, ins Bewusstsein und ins Gegenständliche zu heben und mit Hilfe des erworbenen Bildungsschatzes zu dramatisieren und bildhaft zu deuten oder auch zu deuteln. In diesem Sinne wirkt bei ihnen manches ursprünglicher, und ich kann mir gut vorstellen, dass der Freund der Volkskunde an ihren Sagen und ihrem Brauchtum mehr Freude hat als an dem unsrigen, weil das Urtümliche viel unverstellter zu Tage liegt. Glücklicherweise hat zwar die Freude am Spielerischen und

am Schein die Nidwaldner daran gehindert zu vernünfteln und das Überlieferte historisch und psychologisch aufzulösen. Jener Bruch zwischen dem überkommenen Gut der Bräuche und Sagen, das dann nur noch Zierat und Gleichnis wird, oder das man als Gegenstand der Wissenschaft vor sich hinstellt, aber nicht mehr darin lebt, jener Bruch zwischen dem überkommenen und dem neuerworbenen Gut der Bildung und des Wissens tritt nicht so scharf in Erscheinung wie in fortgeschrittenen Städten.

Das Urtümliche lebt auch bei uns und ist nicht zur blossen Formel geworden, aber es ist von kunstfertigen Händen und einfallsreichen Köpfen unserer Vorfahren verkleidet worden mit Elementen klassischer und mittelalterlicher Bildung. In Obwalden aber ist man ehrfürchtiger damit umgegangen, gerade darum, weil man dem, was der nüchterne Alltag bringt und fordert, näher lebt und sich nicht so gerne auf Träume und Phantasien einlässt, und nebenbei mit diesem Verhalten übrigens in den rein irdischen Dingen, im Wirtschaftlichen und Geschäftlichen mehr Glück hat, als in Nidwalden, wo es des öfters etwas wild und ausschweifend zu- und hergeht und dementsprechend zum Schaden ausschlägt, wenn man Geschäfte gründet und auf blossen Erwerb ausgeht und sich nicht mit dem sichern Hergebrachten begnügt.

Aber genug von diesen Plaudereien, die allmählich Gefahr laufen nicht nur langfädig, sondern auch zusammenhanglos zu werden. Es ist Zeit zusammenzufassen. Da mutet es fast wie Fügung an, dass dies nicht in dürren Worten geschehen muss, sondern dass ich nur auf die Gestalten der beiden berühmtesten Unterwaldner hinzuweisen brauche. Bruder Klaus, der Einsiedler im Ranft, der Mann des Ausgleichs und des Friedens und des besonnenen Rates, der Mystiker, der doch immer volkstümlich und nüchtern bleibt, dessen Lebenslauf klar und gradlinig vor uns liegt, verkörpert das Wesen Obwaldens. Er verkörpert die höchste und schönste Form, zu der dieses Wesen sich erheben kann. Wir Nidwaldner blicken zwar seit jeher verehrend zu ihm auf, und heute nach fünf Jahrhunderten ist er auch für einen grossen Teil von uns zum leiblichen Ahnherrn geworden. Mit Genugtuung verzeichnen wir deshalb auch einen berühmten Einsiedler in unserer Geschichte, den Bruder Konrad Scheuber, dessen Zelle jetzt bei der Kirche Wolfenschiessen steht. Aber Einsiedler zu sein liegt uns

offenbar doch nicht, denn nicht einmal dem tatkräftigen Melchior Lussy ist es gelungen es durchzuführen, sondern nach kurzem hat er den in spätern Jahren begonnenen Versuch aufgegeben. Die Daseinsform, die unserm Wesen entspricht, ist der weltliche, nicht der einsiedlerische Ritter Lussy, oder um eine bekanntere Gestalt zu nennen, ist Arnold von Winkelried, ein sagenhafter Mann, von dem auch die Sage nichts anderes zu erzählen weiss, als dass er in einer edlen Aufwallung des Gemüts sich selbst einsetzte, um mit diesem einmaligen Einsatz alles zu gewinnen, ein Mann und eine Tat, an denen, selbst wenn sich Quellen für sie auffinden liessen, die ausschmückende Dichtung wohl ebensoviel Anteil hat wie die Geschichte. In diesen beiden Gestalten ist Schicksal und Sein der Obwaldner und der Nidwaldner vorgezeichnet. Und wenn eine neue Zeit, wie es überall geschieht, das Unterscheidende zwischen beiden allmählich verwischen sollte, so wollen wir hoffen, dass sie die Fähigkeiten und Eigenschaften, die in den beiden Männern Gestalt angenommen haben, wenigstens in unserer Anlage vereine.
